

Fürstin Laja.

Roman von Erich Ebenstein.

(4. Fortsetzung.)

„Aber ich versichere Sie, lieber Baron —“

„Und ich versichere Sie als Rainers Freund, daß alles infame Lüge ist! Daß ich, würde mit ein Mann mit dergleichen kommen, ihn einfach vor die Klinge fordern würde! Daß Rieberg in Sphoia v. Mahrenberg bis über die Ohren verliebt ist, den größten Theil seiner Zeit bei ihr zubringt und fest entschlossen ist, sie zu heirathen, ist zweifellos. Wenn nichts daraus wird, so ist es seine Schuld genug nicht!“

Zenta gab ihr überlegenes Lächeln noch immer nicht auf. „Ich gebe ja zu, daß er bemüht ist, dem Mädchen den Hof zu machen — aus Klugheit. Aber heirathen? Ich bitte Sie, lieber Baron — Sie kennen ja Sphoia so gut wie ich — wenn nun Rainer die Klugheit so weit treiben sollte, zu heirathen, um diese gute Fürstin Lambach einermöglichen zu rehabilitieren, warum denn gerade Sphoia? Dann hätte er doch reichere und passendere Partien finden können! Wenn man eine Verunreinigung schiebt, heirathet man doch kein armes Mädchen ohne einflußreiche Verwandtschaft!“

„Aber sehen Sie denn nicht ein, daß eben darin der Beweis liegt, daß er aus wirklicher Neigung heirathet, und somit alles andere Unfug ist?“

„Ach was — ich glaub's eben nicht! Und ich gehe jede Wette ein — sie verunreinigt plötzlich und klüfte sprachlos nach der Thür des Salons, welche ein Diener soeben weit öffnete.“

Beneda folgte ihrem Blick und sah Rainer v. Rieberg mit Sphoia Arm in Arm eintreten.

Auf Rainers Gesicht lagen Befriedigung und Triumph. Sphoia, welche ein einfaches, aber passabel gemachtes Kleid aus weißem Crepe de chine trug ohne jedweden Schmuck, hielt den Blick zu Boden gesenkt, während eine tiefe Röthe auf ihren Wangen lag. Aber jeder, der sie kannte, war frappirt von dem Ausdruck tiefen Stüdes, der strahlend auf ihren Zügen ruhte.

Beide gingen direkt auf die Hausfrau zu, welche ihnen mit unruhig flimmerndem Blick entgegen sah.

„Verzeih, daß wir so spät kommen, liebe Tante“, sagte Rainer, die Hand der Baronin an seine Lippen führend, „und gestatte, daß ich dir als Erster in Sphoia meine Braut vorstelle.“

Er athmete auf, und auch über die schmalen blaffen Lippen der alten Dame kam ein hörbarer Athemzug.

„Gott sei Dank — es war überstanden!“

Dann flog ihr Blick zu Walter. Er lehnte sehr blaß in einer Ecke und sah weder Sphoia noch Rainer an. „Armer Junge!“ dachte sie mittheilig. Dann aber nahm sie sich zusammen, schloß Sphoia in ihre Arme und gratulirte ihr in herzlichen Worten.

„Nun, Gräfin, wollen Sie immer noch weiten?“ fragte Beneda hochhaft.

Zenta fand es für gut, nicht zu antworten.

Die Verlobung machte überall große Sensation, und das Brautpaar war den ganzen Abend über der Mittelpunkt der Gesellschaft, sehr zur Bergewöhnung Sphoias, die sich vor allen den Blicken, Wünschen und Fragen am liebsten in ein Mausloch vertrocknen hätte.

Als sie Rainer nach dem Abendessen eine diesbezügliche Bemerkung zuküßerte, mußte sie zur Erkenntniß kommen, daß er ganz und gar anders dachte als sie.

„Aber warum denn, Kind?“ sagte er, der nie so aufgetaumelt lustig gewesen war wie heute, „daran wirst du dich gewöhnen müssen — es ist doch ganz nett, so angratulirt zu werden!“

Sphoia ahnte nicht, warum es ihm, der sich sonst in großer Gesellschaft nie behaglich gefühlt hatte, nun auf einmal wie eine Erleichterung dünkte, Menschen, ja möglichst viele Menschen um sich zu haben. Er fürchtete nichts so sehr als das Alleinsein mit ihr — jetzt, da sie verlobt waren.

Und noch eine Erkenntniß dämmerte Sphoia an diesem Abend auf: daß ihr Aeußeres, wenn auch nicht mehr lächerlich, doch noch himmelweit von dem entfernt war, was man eine „elegante junge Dame“ nennt. Sie brauchte nur die Grädens anzusehen in ihren schiden Modedekleider mit den langen weißen Handschuhen und dem puffigen Gesträufel von Sitzen und Fächeln um den Ausschnitt, um das zu fühlen.

Aus manchen hingeworfenen Worten Rainers glaubte sie zu entnehmen, daß er Werth auf Schönheit und Eleganz bei Frauen legte. Gestern sprach er von dem „Genie“ der Fürstin Lambach, sich zu kleiden, und hat sie, sich seine Cousine in allen Stücken zum Muster zu nehmen.

Sie war ja gern bereit, es zu thun. Nun ihr Auge dafür geöffnet

worden war, hätte sie kein Weib sein müssen, um nicht selbst den Wunsch zu empfinden, hinter anderen nicht zurück zu stehen. Ach, und sie wollte ihm ja gefallen! Für ihn wünschte sie plötzlich, schön zu sein, schöner als alle anderen!

„Wann werden Sie denn heirathen?“ fragte Zenta v. Graden Rainer.

„Sobald als möglich natürlich! Es liegt kein Grund vor, lange zu warten. Ich denke, daß Sphoia nichts dagegen haben wird, wenn wir schon anfangs Januar heirathen.“

„Werden Sie dann eine Hochzeitsreise machen oder gleich nach Niedenau überfledeln?“

„Offen gestanden, weiß ich das noch nicht. Vielleicht gehen wir zur Saison nach Wien. Ich möchte Sphoia, die noch nichts von der Welt kennt, gerne in die Gesellschaft einführen.“

Die Gräfin that sehr verwundert. „O — die Hüttenwogen wollen Sie nicht allein mit ihr verbringen?“

„Wie gesagt — das weiß ich noch nicht“, antwortete Rainer, sich auf die Lippen beißend vor Aerger über dieses Verhör. Es wird von Sphoias Wunsch abhängen.“

„Ich glaube kaum, daß Ihre Braut viel nach anderer Gesellschaft verlangen wird. Sie scheint sehr an Ihnen zu hängen.“

„Das hoffe ich. Weshalb sollte sie mich sonst denn heirathen?“

„O — es giebt vielerlei Gründe, aus denen Ehen geschlossen werden.“

Rainer erbte halb vor Schreck, halb vor Jörn.

„Nun, die Ihre natürlich ist eine Liebesheirath!“ sagte die Gräfin nicht ohne einen spöttischen Blick hinzu.

„Gewiß“, Rainer stand auf, „und darf ich hoffen, daß Sie sich in Zukunft meiner jungen Frau freundlich annehmen werden? Wir sind ja Nachbarn.“

„Er sagte es in der vergangenen Hoffnung, ihr Mißtrauen damit einzuschleifen, sie zu beknäueln.“

„Selbstverständlich, lieber Rieberg! Freilich wie lange, ist nur eine Frage der Zeit! Mein Mann gedenkt nämlich Hohenbain zu verkaufen und wieder ganz nach Böhmen zu seinem Bruder zu ziehen.“

„Ach — wirklich? Davon hatte ich keine Ahnung.“

„Wir haben uns erst vor kurzem dazu entschlossen. Mein Mann mag uns nie nach Hohenbain begleiten, er ist so sehr an Dobrinka gewöhnt. Und schließlich, was sollen wir Frauen dort immer allein?“

„Natürlich. Sie haben ganz recht.“

Auch die Gräfin stand auf. „Verlassen wird die liebe Sphoia übrigens auch dann nicht sein“, sagte sie maliziös hinzu, „denn Ihre Cousine, die Fürstin Lambach, wird es sich sicher nicht nehmen lassen, Sphoias Freundin zu werden.“

„Das hoffe ich“, antwortete er, ihr gerade in die Augen sehend, nicht ohne leise Drohung im Blick.

Bald darauf wurde aufgedröckelt. Gerpott erwartete Sphoia mit der altäuerischen Aufseherin aus Mahrenberg, zu der er sich im Dorfe zwei schwerfällige Säule gebort hatte.

Rainer athmete erleichtert auf, wie von einer Last befreit, als er sie glücklich darin untergebracht hatte und den Wagenschlag hinter ihr schloß. Ihr Blick, der so tief und voll reiner Liebe war, beunruhigte ihn immer mehr. Nie hatte er Augen von so seltsamen schönem Glanze gesehen. Sie waren wie zwei Altäre, in deren Tiefe die Flammen eines heiligen Feuers brannten, das die lieblichste aller Priesterinnen bewachte.

7. Kapitel.

Niemand hatte etwas dagegen gehabt, daß die Hochzeit gleich in den ersten Tagen des Faschings stattfinden sollte.

Rainer drängte, weil er dachte, daß, was sie erst seine Frau, alles, was ihn jetzt beinahe heimlich quälte und nervös machte, zur Ruhe kommen würde. Die alte Baronin Mahrenberg drängte, weil die täglichen Besuche Rainers, verbunden mit immer neuen Beileiden Sphoias — bald um ein neues Kleid, bald um dies oder jenes — eine Menge Geld kosteten und sie zur Verzweiflung brachten. Und Sphoia selbst endlich ließ sich nur zu gerne drängen, denn sie liebte Rainer mit einer solchen Hingebung und leidenschaftlichen Selbstvergessenheit, daß sie alles wünschte, was er wünschte.

Für jeden Unbefangenen war es ein tief rührendes Schauspiel, zu sehen, wie dieses arme, bisher vergessene nach Liebe dürstende Kind sich mit der ganzen Inbrunst eines heißen Temperamentes an diesen ersten Sonnenstrahl des Glückes klammerte. Sie war unerschöpflich in ihrem Bestreben, Rainer zu gefallen, es ihm in jeder Beziehung recht zu machen, ihm zufriedenzustellen. Ihre Liebe hatte etwas Begeistertes und Demüthiges, ohne daß sie indessen jemals die Würde des Weibes verließ. Ein edler Stolz, gepaart mit seinem Tactgefühl, war ihr angebo-

ren und ließ sie, so leidenschaftlich sie selbst empfang, doch genau fühlen, daß Rainer kein Freund von Färllichkeiten war. Das betäubte sie heimlich, aber sie flügte sich schweigend darin.

So waren es eher die anderen, welche die Größe ihrer Liebe erriethen, als er selbst. Manchmal freilich enthielt ihm irgend ein kleiner Anlaß, was in ihr vorging. Dann war er erschüttert und machte sich selbst die bittersten Vorwürfe, daß er ihr so wenig Wärme zeigte. Aber er hätte es als ein Unrecht gegen Malaja angesehen, wenn er anders gesehen wäre.

Einmal versuchte es Sphoia Doll, Sphoias Gefühle auf ein höheres Maß zurückzuführen. Sie sprach ihr von den Gespögenheiten der großen Welt, von den mancherlei Enttäuschungen, welche die Ehe oft mit sich bringe, und daß man von einem Manne wie Rainer eher Freundschaft als leidenschaftliche Liebe erwarten könne.

Sphoia hörte lächelnd zu und schüttelte dann ungläubig den Kopf. „Aus Freundschaft heirathet man nicht“, sagte sie, „und was Liebe ist, das fühle ich doch. O, Tante Doll, ich bin ja so namenlos glücklich! Wenn Rainer es auch nicht so zeigt — vielleicht schämt er sich nur — aber im Grunde liebt er mich doch gewiß ebenso, wie ich ihn, sonst hätte er ja nicht um mich geworben!“

Dieses Traum durch ein offenes Wort brutal zu zerstören, fühlte sich die gute alte Baronin außer Stande und ließ die Dinge gehen, wie es ihnen gefiel.

Für den 20. Januar war die Trauung angelegt. Beneda sollte Rainers Bestand, Walter derjenige Rainers sein. Es hatte letzteren ein schweres Opfer gekostet, zuzufügen, aber man wollte bei der Hochzeit, die klein und einfach auf Mahrenberg gefeiert werden sollte, keinen Fremden. Sphoia selbst bat ihn so herzlich, daß er es ihr nicht abschlagen konnte.

Grädens waren nicht zu umgehen gewesen. Erstens waren sie die einzigen näheren Bekannten Sphoias, und ohne sie hätte die Braut nicht einmal Kränzungen gebabt, und zweitens hatten sie sich sozusagen selbst eingeladen.

Daß Laja Lambach nicht kommen würde, hatte Sphoia Doll als selbstverständlich angenommen, und auch Rainer athmete auf, als sie ihm bald nach der Verlobung schrieb, daß es ihr unmöglich sein würde, ihn als Bräutigam zu sehen. Sie wollte deshalb so bald als möglich nach Kairo reisen, wohin auch ihr Gatte Anfang Januar komme und einige Wochen zu bleiben beabsichtige, ehe er in die Heimath zurückkehrte.

Diese Trennung würde ihnen den Uebergang zu wirklicher, ehelicher Freundschaft sehr erleichtern, dachte Rainer. Er ging im Dezember nach Wien, um dort Geschäfte zu erledigen und einige Sachen für Niedenau einzukaufen. Weihnachten verbrachte er mit Beneda in dessen Wiener Junggelleheim.

Seine Briefe an Sphoia waren kurz, aber freundlich, die ihren lang und voll verhaltener Leidenschaft. Am 15. Januar reisten Beneda und Rainer nach Hubertusruhe, und schon am nächsten Tage eilte letzterer nach Dolleau, um Tante Sphoia zu begrüßen. Es war fast, als ob er das Wiedersehen mit Sphoia fürchtete und darum zuerst nach Dolleau ging.

Die erste Person, die er dort antraf, war — Laja. Bestürzt, verwirrt wie er zurück. Sie stand im Schnee, wenige Schritte vor dem Portal des Schlosses und hielt ihr Reitpferd am Zügel. Ihr Blick suchte den seinen unruhig und ein wenig schuldbehaftet.

„Laja — du hier?“ brachte er endlich mühsam heraus, „du bist nicht nach Aegypten gereist?“

„Wie du siehst, nein. Von Solotans erfuhr ich, wann du kommst, und dachte mir, daß du gleich heute herüber nach Dolleau kommen würdest. Seit einer Stunde mache ich mir hier zu schaffen, um dich zuerst zu sehen!“

Er sah, daß sie noch blässer war als sonst und zitterte. „O Laja — und warum das? Warum diese Qual dir — und mir?“ stieß er heraus.

„Warum. Weil ich es einfach nicht länger aushielte ohne dich, weil ich dabei sein muß, weil — nein, fürchte dich nicht“, fuhr sie hastig, beinahe rauh fort, „ich werde ganz vernünftig sein. Bei Sphoia war ich schon, habe Freundschaft mit ihr geschlossen.“

„Und?“

„Ich hoffe, es wird gehen — wie wir gedacht haben. Sie ist ein gutes, harmloses Kind. Und ich — du weißt ja, ich bin immer vernünftig.“

Trotz dieser Worte war etwas an Laja, das Rainer unruhig machte. War es die lange Trennung, oder war sie wirklich anders als früher? Sie kam ihm aufgeregt, beinahe verstört vor.

„Du zitterst ja — ist dir kalt?“ fragte er besorgt.

„Ja. Gehe nun hinauf, ich will mich umkleiden und komme später in den Salon. Tante Sphoia braucht nicht zu wissen, daß wir uns schon getroffen haben. Sie ist ohne mich wenig entzündet von meinem Kommen, und wäre ich nicht eine Doll, ich glaube, sie hätte mich wieder fortgeschickt.“

Die erste Folge dieses unerwarteten Besuchs von Laja Lambach war, daß die Baronin Doll auf das Bestimmteste erklärte, unter diesen Umständen nicht bei der Trauung sein zu wollen.

Und dabei blieb sie. Lajas Kommen, ihre Verfürtheit, vielleicht auch manche unbedachte Aeußerung hatten ihr den letzten Zweifel genommen. Sie wußte nun, wie es um die beiden hand.

„Ich bin ja felsenfest davon überzeugt, daß eure Reueung an sich rein und schuldlos ist, gebe auch zu, daß man für Gefühle nicht kann, aber was weiter geschah, ist eine Freivolthat“, sagte sie zu Rainer, „und zudem eine große Selbsttäuschung.“

„Wie? Selbsttäuschung?“ fragte Rainer. „Ich meine im Gegentheil, daß wir unsere Lage sehr klar erkennen haben und den einzigen Ausweg —“

„Aber beargweiss du denn nicht, daß das kein Ausweg ist, sondern nur eine neue Verwicklung!“ rief die Baronin heftig. „Vor allem täuscht ihr euch über die Gefährlichkeit eures Verkehrs. Heute seid ihr voll guten Willens, heute seid ihr bereit, zu entsagen, und glaubt, das hänge nur von euch ab. Aber Leidenschaft ist ein gefährliches Ding. Ueber Nacht kann sie euch über den Kopf wachsen! Jetzt ist sie ein kleines Feuer, das ihr spielend nährt durch Worte und Worte — morgen schon kann es ein Feuerbrand sein, dessen Flammen euch und andere — Unschuldige — vernichten! Rein. Wenn ein Mann das Unglück hat, eine verheirathete Frau zu lieben, dann giebt es nur eine Rettung: sie ganz und für immer zu lieben. Das ist klug, das ist ehrlich, das ist tapfer. Aber aber handelt feige und egoistisch, und darum will ich absolut nichts mit der Sache zu thun haben. Daß du, Laja, nun gar herankommst, finde ich schamlos. Was willst du denn?“

Schon jetzt zwischen ihm und Sphoia treten? Dich weiden an der Ahnungslosigkeit des armen Opfers, das ihr eurer wahnsinnigen Verblendung bringt?“

Die Fürstin stand erregt auf. „Gestatte, daß ich mich entferne, Tante. Du bist hart und ungerecht.“

„Ich will Sphoia eine aufrichtige Freundin sein, wie ich es Rainer bin.“

„O nein, ich bin nicht ungerecht, sondern nur zu wahr. Daß du Sphoia jetzt leicht geblendet hast, glaub' ich dir gerne. Aber weh dir und ihr, wenn sie eines Tages wehnd wird! Und sie wird wehnd werden!“

Wie ein böses Omen klangen diese Worte fort und fort in Rainers Seele nach, trotz allem, was er sich sonst einredete, und jeder kleinste Umstand gab ihnen neue Nahrung.

„Sie ist reizend, deine Fürstin!“ sagte Sphoia zwei Tage später voll unbefangenen Entzückens, nachdem ihr Brautsaal unter Lajas Anleitung zusammengestellt worden war. „An alles denkt sie, in allem rath sie mir. Wenn ich dir in meinem Brautsaal gefallen werde, so wird es nur ihr Verdienst sein!“

Sie hatte keine Ahnung, wie ihn schon die Bezeichnung „deine Fürstin“ aus ihrem Munde quälte.

So kam endlich der 20. Januar heran. Ein märchenhaft glühender, klarer Wintertag mit weißberaiten Bäumen und hellem Sonnenschein.

Tante Sphoia hatte sich durch Umwohlfen im letzten Augenblick entschuldigen lassen, alle anderen waren pünktlich zur Stelle, und um elf Uhr wurde in der kleinen Mahrenberger Schloßkapelle die Trauung vollzogen.

Ein ganz kleines Publikum hatte sich eingefunden, und die junge Braut, die reizend aussah in ihrem einfachen weißen Kleid mit dem langen kostbaren Schleier — einem der wenigen noch übrig gebliebenen Mahrenbergschen Familienkürden — anzufaunen.

„Ich wünsche ihr nur eines“, flüsterle die Gräfin Graden der neuen ihr aus der Kapelle schreitenden Aglaja zu, „daß sie immer so vor Glück strahlen möchte wie heute, die kleine Sphoia! Es ist erstaunlich, wie hübsch sie aussieht — kaum wiederzuerkennen für die, welche sie früher tanneten!“

Die Fürstin antwortete nicht. Sie sah elend aus in ihrem kostbaren blauen Gewand mit den funkelnden Diamanten zwischen den Spigen. Diese Trauung war für sie ein Martyrium gewesen, wie sie noch keines je erlebt. Bei Rainers „Ja“, das laut und fest durch den Raum klang, hatte sie das Tactgefühl an die Lippen gepreßt, um nicht laut aufzuschreien. Noch jetzt hielt sie sich kaum auf den Beinen. Daß sie in ihren Gefühlen weit über das Maß der Freundschaft“ hinausging, fühlte sie sonnentlar.

Und er?

Der Trauung folgte ein kurzes Mahl in dem trotz aller Blumen und Reifig — Guirlanden ungemüthlichen Speisesaal. Beneda und Walter Sternberg brachten Toaste aus, Rainer erwiderte dankend.

„Wäre es nur schon vorüber — endlich vorüber!“ dachte Laja Lambach voll Qual. „Bei Gott, ich hätte nicht kommen sollen — es ist zu viel für mich — ich verliere noch den Verstand!“

Auch Rainer sah wie auf Nadeln. Er wagte nicht, die Fürstin anzusehen, und erbte, so oft Sphoia das Wort an ihn richtete. Auch er dachte

wieder: „Laja hätte nicht kommen sollen, dann wäre alles leichter!“

Ein unendliches Mitleid mit Sphoia ergriff ihn. Nun war sie seine Frau — und er! Rein, nicht denken!

Er wollte ja alles thun, um sie glücklich zu machen. Heute noch reiste er mit ihr nach dem Süden. Wie würde sie trauern und sich freuen über all die ihr fremde Herrlichkeit! Auch später in Niedenau — er hatte alles aufs prächtigste in Stand setzen lassen: zu ihrem Empfang — jeder Wunsch sollte ihr erfüllt werden.

Sie, die nichts als Entbehrungen und Knauferei kannte, würde nun mitten im vollen Leben. Und dann noch die Ueberraschung — Rainer ertrappe sich plötzlich auf einem seltsamen Gefühl: er freute sich beinahe kindlich auf Sphoias Freude. Ihre herrlichen Augen, wenn sie so voll Glück und Dankbarkeit auf ihm ruhten, thäten ihm auf einmal wohl, beruhigten ihn.

Er erschrak fast über diese Entscheidung, und sein Blick glitt schon zur Fürstin hinüber.

Lori v. Graden saß neben Walter Sternberg. Dieser war zerstreut und wortfarrig, aber sie gab sich redlich Mühe, ihn zu erheitern. Sie ahnte mit dem Instinkt des Weibes, was in ihm vorging, und da sie ihn nicht bloß heimlich liebte, sondern sehr zielbewußt in ihm auch ihren künftigen Gatten sah, den sie sich erobert wollte, so unterdrückte sie klug alle Eifersucht und that das, von dem sie wußte, daß es ihm am liebsten war: sie sprach von Sphoia. Nicht von der jetzigen Gräfin Rieberg, sondern von der Sphoia von einst, mit der sie Tennis gespielt und harmlosen Unsinns getrieben hatten.

Endlich hob Sphoias Großmutter die Tafel auf und erinnerte Sphoia daran, daß es Zeit sei, sich zur Reife umzukleiden.

Zenta v. Graden erbot sich, ihr dabei behilflich zu sein. Sphoias Blick suchte zwar die Fürstin, aber diese lehnte, scheinbar in Gedanken verfunken, in einer der Fensternischen und starrte in den winterlichen Part hinein.

Nachdem sich die Gräfin mit der Braut entfernte, begaben sich die Zurückbleibenden in den anstehenden Salon. Hier trat die alte Mahrenberg zu Rainer. „Weiß sie es schon? Hast du es ihr gesagt?“ fragte sie halb laut.

Er verneinte. „Sphoia soll es in der ersten Stunde des Alleinseins erfahren. Glaubst du, daß es ihr Freude machen wird?“

Die Baronin blidete ihn halb bewundernd, halb neidisch an. „Freude? Es ist ein fürstliches Hochzeitsgeschenk! Ich hoffe nur, sie wird sich allseitig des Glückes würdig erweisen, das du ihr bereitest.“

Rainer erröthete tief. Verworrene Empfindungen kriegten in ihm auf. „Wenn Geld glücklich machen könnte!“ dachte er, „dann ja“, aber er wußte es genau, Sphoia würde darin ihr Glück nicht suchen.

8. Kapitel.

Rainer und Beneda zogen sich in eine Art Galerie zurück, welche an den Salon grenzte, um in Eile ein paar Cigaretten zu rauchen.

„Nun, wie ist dir zu Muthe, Rieberg?“ fragte Beneda, langsam auf und ab gehend. „Ein wenig wie dem gefangenen Vogel, hinter dem die Käfigthür ungeduldig zugefallen ist — nicht?“

„Nein, antwortete Rainer zerstreut, denn er hatte bei einem Blick durchs Fenster die Fürstin ertannt, welche hastig nach dem rückwärtigen Theil des Gartens schritt. „Was will sie dort?“ dachte er beunruhigt. Trotz der Kälte hatte sie nur ein leichtes Tuch um die Schultern — sie konnte sich den Tod holen! Und weshalb verließ sie die anderen?“

Beneda betrachtete ihn topfschüttelnd. Mensch, du bist mit ein Räthsel! Entweder du bist rettungslos verliebt in die Kleine oder —“

„Oder was?“

„Du weißt nicht, was für ein hohes Gut die goldene Freiheit ist!“

„Ach so!“ Er blidete wieder zerstreut zum Fenster hinaus.

„Ich glaube gar, du hörst nicht einmal, was ich sage? Was starrst du denn da hinab auf den Schnee?“

„Doch — ich höre alles. Natürlich bin ich verliebt. Warum hätte ich sonst heirathen sollen?“

„Eigentlich looslich! Dennoch thust du mir leid. Wenn ich mich an deine Stelle versetze — Uebriens hat sich die Kleine prächtig entpuppt. Du hattest recht damals mit der Sonnentseite. Nur daß sie nicht immer so bleiben, die Weiber! Man braucht nur diese Graden und ihre Mary anzusehen. Heute ist Mary eine Schönheit, und in zwanzig Jahren wird sie sein und aussehen wie ihre Mutter. So wird es auch mit Sphoia gehen.“

„Wozu sagst du mir das alles?“

„Ich stelle nur Betrachtungen an. Auch sonst verändern sich die Frauen sehr in der Ehe — paß nur auf! Aus den verliebten, süßlichen Geschöpfen werden oft die widerborstigen Katzen. Bereite dich nur auf der Wechsel alles Möglichen vor!“

Er lachte und klopfte Rainer auf die Schulter. „Uebriens wollte ich dir nicht bange machen. Du brauchst wirklich nicht so verstört dreinzuschauen!“

„Ich finde es abscheulich kalt hier“, sagte Rainer. „Wilst du nicht wieder in den Salon kommen?“

„Du hast recht —“ Beneda warf seine Cigarette fort. „Man holt sich sonst noch einen Schnupfen. Wenn ich Herr auf Mahrenberg wäre, ließe ich aus dieser Galerie einen Wintergarten mit Luftheizung machen.“

Sie kehrten in den Salon zurück. Rainers Blick glitt suchend umher. Rein, Laja war nicht da. Da ergriff ihn eine wirkliche Unruhe. „Sie muß sich auf den Tod erlitten da unten — was zum Kukud fällt ihr denn nur ein!“ murmelte er und verließ unbemerkt von den anderen den Salon.

In Sphoias Gremittage fand er sie. Sie saß in dem kleinen Rindenhäuschen, den Kopf in den Händen vergraben. Wildes Schluchzen erschütterte ihren Körper.

„Laja — um Gottes willen — was machst du hier?“ stammelte Rainer sargungslos.

Da sprang sie außer sich auf und warf sich ihm leidenschaftlich an die Brust. „O, du... du!“ kam es abgerissen über ihre Lippen. „Ich ertrag's nicht — ich kann dich nicht sehen neben ihr! Jetzt erst — jetzt, wo ich dich verliere, weiß ich, was du mit bist!“

Rainer stand regungslos, wie vom Bliß getroffen, und wagte kaum zu atmen. Er fühlte die bebende Laja schmer an seiner Brust ruhen, die zitternden Finger sich an seinem Nacken ineinander krampfen, als wollten sie ihn nie wieder frei geben, die Lippen der geliebten Frau sich zum ersten Male brennend auf die seinen pressen.

Er aber empfand kein Entzücken dabei. Ein Schauer lief ihm über den Rücken. Vor seiner Seele erschien Tante Sphoias erstes Gesicht, und er hörte ihre Worte: „Leidenschaft ist ein gefährliches Ding. Ueber Nacht kann sie zum Feuerbrand werden und euch über den Kopf wachsen!“ Nun war es geschehen.

Bei Laja! In ihm blieb alles kalt und todt. Sie hörten es beide nicht, daß ein leichter Schritt sich dem Rindenhäuschen näherte.

Sphoia, die rasch mit ihrer Toilette fertig geworden war, wollte, ehe sie sich zurück in den Salon begab, noch Abschied nehmen von dem einzigen Fleckchen Erde auf Mahrenberg, das ihr lieb gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Es dauert ziemlich lange, bis der Mensch sprechen lernt, aber es dauert viel länger, ihm das Schwagen abzugewöhnen.

Unsere Matrosen in Amoy hat das chinesische Diner nicht begagt. Chop Suey können sie ja auch zu Hause haben.

Es gehört nicht immer Verstand dazu, ein Verständnis für etwas zu haben.

England ist ungefähr so groß wie Arizona, aber während Arizona nur einen Rider hat, gibt es von dieser Sorte in England Hunderte.

Castro war selbst für das holländische Phlegma zu viel. Aber wie die Geschichte ausgehen wird, ist einstwischen noch nicht recht einzusehen.

Betrachtung.



Sträfling der zum ersten Male eine Strafe antritt, als er den sehr diden Direktor und Kerkermeister sieht, für sich; „Na, die Verpflegung kann hier nicht schlecht sein!“